

# Breslauer Figaro.

Fünfzehnte Jahresfolge.

Ausgabe des Breslauer Figaro: täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. — Pränumerationspreis in Breslau, einschließlich der Colporteursgebühren: jährlich 6 Thlr., halbjährlich 3 Thlr., vierteljährlich 1½ Thlr.



Bei eigener Abholung (Hummerei Nr. 15) vierteljährlich 1 Thlr. weniger. Bestellungen: Dr. für Breslau im Redaktions-Bureau: Hummerei Nr. 15 für Auswärtige: sämtliche Königl. Hochlöb. Postämter des Preussischen Staates.

Nr. 202.

Donnerstag, den 29. August

1844.

## Die Liebe auf dem Papiere.

Was ist Täuschung? Ein Glück. — Was ist Glück? Eine Täuschung.

Acht bis zehn Personen in Paris, fast täglich zusammen, hatten oft ihre Meinungen darüber ausgesprochen, als die alte Herzogin von B \* \* eintrat, und sämtliche Anwesende ausriefen: die Frau Herzogin soll entscheiden, eine Dame von Geist und Herzensgüte, mit Erinnerungen vom kaiserlichen Hof, die ihren Aussprüchen in psychologischer Hinsicht Gewicht geben. Man beeilte sich, die Streitfrage darzulegen, und sie entschied: „Sie haben Alle Recht!“ indem sie jedoch hinzufügte: „Erlauben Sie, daß ich zur Bekräftigung meines Ausspruchs Ihnen eine kleine Episode aus den ersten Jahren meiner Ehe erzählen darf?“

Sie nahm zierlich eine Pife Taback, und begann:

1804, zur Zeit der Krönung Napoleons, wurden in den Tuileries prächtige Feste veranstaltet, zu denen ich Zutritt erhielt. Ich hatte bei Leroy ein golddurchwirktes rosa Atlaskleid fertigen lassen, war à la Titus mit Perlenschnüren coiffirt, und in jeder der großen Rosetten auf meinen Schuhen

war ein großer Diamant, den ich möglichst sichtbar werden ließ, und dabei zugleich meinen kleinen Fuß zeigen konnte.

Als ich in den Wagen steigen wollte, fühlte ich mich von einem unerträglichen Kopfschmerz befallen. Zu meiner Zeit hatte man weniger distinkte Ausdrücke, man sprach von Rheumatismus. Er wirft mich nieder, ich muß mich zu Bett begeben, und verwünsche den Kanonenschuß, der den Beginn des mich erwartenden Vergnügens bezeichnet. Ich lasse drei Aerzte kommen, der Schmerz mindert sich, aber ist nicht gehoben, um desto heftiger sich zu erneuern. Ich war in Verzweiflung; in einem Alter von zwanzig Jahren den Freuden der Welt entsagen müssen, ist schlimmer als der Tod.

Da führt der Zufall einen jungen Offizier zu mir, der unter den Befehlen meines Mannes stand; er erzählt mir, daß er von einem hartnäckigen Rheumatismus geheilt worden sei. Ich fragte nach der Adresse seines Arztes: er nannte die Straße du Bac.

Ich suchte durch ganz Paris nach Doktor Duclozelle — so hieß der berühmte Arzt, — und nach vielen Nachforschungen erfuhr ich, daß er sich in Folge einer reichen Erbschaft nach Baulry, einem Dorfe im Departement de la Creuse, zurückgezogen. Ich schreibe an Duclozelle, schildere ihm das Ungenügende der Mittel, die man mir gegeben, die Hoffnung, die ich in die Wirksamkeit seiner Rathschläge setze, mit der Beredsamkeit einer leidenden Frau. Der Doktor erkundigte sich nach meinem Alter, Gewohnheiten, Lebensweise; ich beichte. Ich nehme Arznei und befinde mich schon besser. Aber man kann doch nicht immer von Rheumatismus sprechen, zumal auf dem Wege der Besserung, und so nimmt unser Briefwechsel bald eine sentimentale Färbung, je mehr er an Vertraulichkeit zunimmt, [die sich natürlich zwischen Arzt und Patienten einstellt. Die Briefe Duclozelles werden, ohne daß ich es bemerke, für mich verführerisch, ich sehe ihnen mit Ungeduld entgegen, und wenn ich sie erhalte, schlägt mir das Herz. Ich schreibe von Täuschungen, die mich ergreifen, er erfaßt den Schmerz derselben; er ergiebt sich melancholischen Phantasien, ich male ihm das Leben mit den lachendsten Farben. Ich habe mir eine Welt für mich geschaffen, in der der Doktor bald einen hohen Rang einnimmt, meine Gesundheit hat sich] gebessert, Anfälle von Rheumatismus empfinde ich kaum, es wäre denn, wenn ein Brief aus Baulry lange wegbleibt. (Beschluß folgt.)

---

### General-Kunst-Feuilleton.

\* **Wien.** Emil Devrient wird, den jüngsten Nachrichten zufolge, sein Gastspiel an der Wien bis zum 27. (als Robin in den Memoiren) geschlossen haben, nachdem noch die Vorstellung des Rubens in Madrid,

zum Besten der Armen, mit einem ungeheuren Ertrage und in Gegenwart des gesammten Allerhöchsten Hofes vorangegangen war. Sonach hätte dieser Künstler dort 31mal, mithin also inclusive der Burg Rollen, vierundvierzigmal gespielt. Mit vollem Recht bemerkt die Wiener Theater-Zeitung: „Größere Sensation hat noch kein Schauspieler in Wien erregt — man kann annehmen, daß Hr. Devrient in dieser Zeit wohl über fünfhundertmal gerufen wurde.“ — Sofort nach Beendigung des Devrient'schen Auftretens reihen sich daran, wie das genannte Blatt weiter anzeigt, die Gastrollen Ferdinand Heckscher, durch welche, wie es dort heißt, „die Freunde klassischer Bühnen-Produkte einer neuen Serie ansprechender Genüsse entgegen sehen.“ — Eine Kaisersche Posse: „Stadt und Land“ ist, nach Smaliger, beifälliger Aufnahme in der Leopoldstadt, auch an die Wien gewandert. Der sicherste Probestein des wirklichen Erfolges! — In der Josepbstadt hat ein neues Ritter- und Spektakelstück von Mirani „die beiden Narren“ dem Sonntags-Publikum sehr gefallen. — Am Kärnthnerthore scheint endlich doch Ueberfättigung der italienischen Musik eingetreten. „Fidelio“ macht volle Häuser und man verspricht ähnlichen Kunstwerken eine neue, lebhaftere Theilnahme.

\* In Carlsbad erregt die Tänzerin Louise Campi, die feindliche Enkelin der berühmten Sängerin, so große Sensation, daß man sich von ihr eine zweite Eskalade verspricht.

\* In Prag gastirt der Barytonist Pischel mit enormen Beifall.

### M u s e n : C h a r i v a r i .

Am 25.: **Wilhelm Tell.** (Von Schiller.) — Tell, Hr. Baïson, 4. Gastrolle. — Man suchte, bei klassischen Stücken, eine Zeitlang die Poesie in den höhern Regionen — jetzt ist sie gar nicht mehr da. Auch als Gallerie-Sonntags-Stück wollte der Tell heute nicht mehr recht ziehen. Hr. Baïson aber ist, zumal als Tell, auch nicht der Mann für die Gallerie. Der Typus seines Hamletisirens kleb: jeder Darstellung an und er sucht förmlich darnach den sogenannten, denkenden Schauspieler, wie und wo möglich, immer oben aufschwimmen zu lassen. Mag Tell auch zehnmal sein Glaubensbekenntniß ablegen: „Ich kann nicht lange prüfen oder wählen,“ ja, noch einen Schritt weiter gehen, indem allerdings doppelsinnigen „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell.“ Hr. Baïson läßt es nicht zu dem rechten Aufschwung kommen und benützt, sonderbar genug, seine schönen Mittel gerade zu dieser Rolle, gar nicht. Man sieht, Hr. Baïson hat der Begeisterung, in welcher Schiller, in hoher Weibestunde, dieses herrlichste seiner Bilder schuf, einen förmlichen Dämpfer aufsetzen wollen. Es ist nicht ganz gut gethan. Dichter, wie Schiller, zu überdichten. Kogebue, Scribe lassen sich so etwas gefallen. — Bei einem Riesengeiste, wie Schiller, macht es sich etwas schwer. Die Schußscene war recht gelungen, auch der Eindruck lebhaft; die Aufnahme im Ganzen aber, als eine sonntägliche, nicht besonders lebendig. Man rief den Gastspieler 2mal. — Mit Hrn. Schwarzbach, dem der Geßler wohl neu gewesen sein mag, hätten wir, vieler Uebertreibungen wegen, allerlei zu rechten. Immer hübsch naturgetreu! — Hr. Köckert sah als Arnold wunderhübsch aus und spielte auch mit vielem Gemüth. Von den Uebrigen war wenig neu und noch weniger gut.

Am 26.: **Einen Zug will er sich machen.**

Am 27.: **Lucretia Borgia.** — Lucretia, Mad. Köster, 5. Gastrolle. — In dieser Parthie hatte Mad. Köster von einer ganz neuen Seite, in einer Richtung sich zu zeigen, welche sie, dem Gerüchte zufolge, bisher noch weniger gepflegt hatte, in der italienischen Oper, welche nicht allein wegen der äußeren, colorirten Form, sondern auch aus inneren Gründen eine ganz andere Ausbildung erfordert, als die streng deutsche Oper. Diese macht die Musik vom Worte abhängig, ein Streben, das sie nicht selten sogar über die Gränzlinien des Schönen schweifen, die Melodie künstlicher Formenbildung aufopfernd, statt des Sangbaren oft reine Instrumentaleffekte hervorbringen läßt. Fidelio liefert bei aller, oft leider nur für den Eingeweihten kennbaren Schönheit, hierzu nur zu viel Belege. Andererseits gefallen sich deutsche Meister, wie namentlich Weber und seine Nachfolger, in einer gewissen schwebelnden Romantik, weichlicher als der so oft verschrieene „Drenkel“ der Italiener; wir erinnern z. B. an die Arie der Curyanthe „Glöcklein im Thal;“ oder es geht die Sklaverei gegen den Text bis zu einer oft unglaublichen musikalischen Malerei kleinlicher Einzelheiten, die noch dazu manchmal ganz verfehlt angewandt ist, z. B. um bei den zuletzt gegebenen Opern stehen zu bleiben, in der Curyanthe bei der Stelle: „Altmaltender, wo ist Dein Bliß,“ wo für die Violinen eine offenbare, den Bliß malen sollende Figur geschrieben ist. — Ganz entgegengesetzt ist der Charakter der italienischen Oper, hier ist das Erste eine das grade im Text liegende Pathos im Allgemeinen ausdrückende, schöne Melodie, der Gesang ist die Hauptsache, alles Andere mehr oder weniger untergeordnet. Deshalb wird man wohl häufig mit Recht den Vorwurf machen können, über angenehme Melodien sei die Berücksichtigung des Textes vergessen, oder die Instrumentation sei flüchtig, charakterlos hingeworfen, nie aber wird man behaupten können, das Ohr werde beleidigt oder der Gesang durch die Instrumente erstickt. — Wenn nun aber von der Beurtheilung eines Kunstwerks die Rede ist, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, was entscheidener ist, Schönheit oder Schwierigkeit der Form, Genius oder Mühe, das Höchste ist die Vereinigung beider. Nur ein deutscher Meister hat es vermocht, das Gute der deutschen wie der italienischen Schule in einem Gusse zu vereinigen, das ist Mozart, bei dem man gleicherweise italienischen Wohlklang wie deutschen Fleiß findet. — Nach dem oben angedeuteten Charakter beider Musikrichtungen sind aber auch natürlich die Anforderungen der Componisten an die Sänger durchaus verschiedene. Bei dem ins Einzelne gehenden, deutschen Charakter, wird es dem verständigen Sänger nicht leicht möglich sein, die rechte Ausdrucksweise zu verfehlen, wenn nur die Mittel und die Schulbildung ausreichen; die italienischen, wie gesagt, nur allgemein charakterisirenden Melodien dagegen lassen sehr verschiedene Auffassungen zu. Dort vertraut der Componist vorzüglich dem Verstande, hier dem Gefühle, der Leidenschaft der Sänger. Deshalb vermag auch eine schlechte Aufführung deutsche Musik nicht ganz wirkungslos zu machen, während die italienische Oper weit mehr der Discretion der Sänger anheim gegeben ist. Dies sind die oben erwähnten inneren Verschiedenheiten. Es kam also vorzüglich darauf an, ob Mad. Köster einerseits die größte Volubilität der Stimme, andererseits die tiefere Leidenschaftlichkeit besitz, wie sie die italienische Oper erfordert.

(Beschluß morgen.)